

J. N. 772. 061

Dr. Max Fleischer, Wien, XIX.  
Gymnasiumstrasse, 62.

Wien, 30. November, 1926

Verehrter Freund Ginzkey!

Was ich Ihnen bei unserem heutigen Zusam-

mentreffen in der Freude, einem lieben alten Freunde

gegenüberzustehen, erzählte, ist ärger und drückt

mich mehr als ich Ihnen sagen konnte und als jemand

sich vorstellen könnte, der nicht weiss wie teuer

uns die Gabe des Genius ist, denn es ist ein Elend,

das unser bestes Gut zerstört. Nun röhete ich über

20 Jahre, davon 17 in der Bank und oft ist mir zum-

te als hätte ich das beste Teil des Lebens versäumt

und vergedet. Ich müsste in Trübsinn verfallen, wären

nicht in den Laden meines Schreibtischs Manuscripte,

die sich mir in Stunden, da ich ganz m i r gehö-

ren konnte, anhäuften; und finde ich hier und da ein-

mal Zeit, sie zu ordnen, bin ich meinem Geschick

dankbar, das mich einen Gestalter werden liess, wenn

ich dies auch mit viel Selbstenttäusung während

eines Lebens erkaufen musste.

Ich habe das Amt, das mir die Fristung meines Daseins ermöglichte, immer ernst genommen und bin — ein angeborener Pflichtenmensch — auch ein pflichtgetreuer Erfüller meines bürgerlichen Berufes gewesen, schon froh, in Urlaubswochen irgendwo in einem Nest im Salzburgischen und Oberösterreichischen grössere Arbeiten, für die das Unbewusste, der gute Genius in mir jahrüber sammelte, (wofür ich aber auch meiner menschlichen und schöpferischen Verantwortlichkeit bewusst, Scenarien und Richtpläne aufstellte), aus der Seele aufs Papier zu projicieren. So sind eine Reihe von Stücken entstanden. Zu einer Aufführung aber ist es freilich nie gekommen, da ich nach Ablauf der Urlaubswochen, nicht, zu Verlegern, Theatern, Redaktionen zu gehen/Zeit hatte, da ich in den schönsten Jahre täglich von 9 Uhr früh bis 5 Uhr nachmittags im Büro sass und buchstäblich nicht weggehen konnte. So unter anderem — denn auch Schicksalsschläge hatten oft Teil daran, dass ich sehr gebeugt war — kommt es, dass mich zwar liebe Freunde wie Sie oder Felix Braun oder Stefan Zweig ernst nehmen, weitere Kreise aber von mir nur ein paar Feuilletons oder Gedichte in Zeit



schriften kennen. Um das Bekamtsein, den äusseren Erfolg, handelt sich mir nicht, so sehr als um das Schaffen selbst, das ich auf ein Minimum meines Lebens zusammendrängen muss. Sie, wie kaum ein anderer, dürften mich verstehen, da doch in einem ihrer Gedichte die unvergängliche Zeile steht:

"Ist das L i e d nicht alles und der Wanderer nichts?"

Das L i e d, um es symbolisch für Schaffen zu nehmen, das Lied, das als reines, von dem, der es fand und sang, losgelöstes Geistiges, auch mein ganzer Lebensinhalt ist, ist das Um und Auf meiner eigentlichen Misere. In diesen paar Wochen einer schweren Krankheit hab ichs besonders herzensnah gespürt, wie viele Keime, die sich entfalten und Frucht werden wollen, verdorren müssen. Als ich glaubte, dass ich nur noch wenige Tage zu leben habe, gieng ich an die Ordnung meiner Manuscripte und hab aus Gedichten von 1896 — 1926 einen Band zusammen gestellt und mich recht innig gefreut, eine wirkliche Lebensernte vorzufinden, deren innere Linie sich naturnotwendig

formte. Jetzt liegen sie bei dem neuen Speidel  
Muschens Verlag. Der liebe Felix Braun, der mich während  
meiner Krankheitswochen oft besuchte, empfahl mich  
an Speidel. Auch an alten Prosamanuscripten und an  
meinem neuen Stück fand ich in der Reconvalescenz Zeit  
zu arbeiten. Auch beglückte es sehr tags über Bücher  
lesen zu können, was ich durch zwanzig Jahre nur  
nachts oder auf dem Weg ins Amt in der Elektrischen  
tun konnte. Obwohl mein Tag auch jetzt durch die Kur,  
die ich machen muss, zerrissen ist, finde ich doch  
Zeit, zu Verlegern, Theatern und in Redactionen zu  
gehen, dass mir eine schwache Hoffnung vorgaukeln  
will, es sei noch nicht zu spät, zu dem zu kommen,  
was mein Genius mit mir will.

Den Gedanken in Pension zu gehen, der mit  
in der Abbaizeit der letzten Jahre ein Schreckge-  
dächtnis war, lass ich oft durch mein Sinnen gehen.  
Wenn sich mir nur eine leichte, wenig Stunden in  
Anspruch nehmende Beschäftigung böte, die mir er-  
leichtlich wäre, eine wirkliche Lebensarbeit  
vorzuliegen, deren innere Linie sich notwendig



Zu J. N. 172. 061

mögliche, nicht unter meinen bisherigen Lebensstandard zu kommen und den Hauptteil des Tages für das zu haben, was aus mir will und vielen Trost bringen kann, denen es geht wie es mir all die Zeit gieng. Besser als dieser Brief werden ihnen die beiden Gedichte alles sagen, die ich beilege.

"Phantasie eines Schreibers" hab ich vor zehn Jahren geschrieben; "Brief eines Bildhauers" vor einigen Wochen in meiner Krankheit.

Ihre lieben Worte heute, verehrter Freund Ginzkey, haben mir so wohl getan, dass es mich drängt, Ihnen dies besonders zu sagen. Auch will ich Ihnen von Herzen dafür danken, dass sie so ernstlich darüber sinnen, wie <sup>ich</sup> zu meinem eigentlichen Leben kommen könnte.

Mit treuesten Grüßen

Ihr alter

Max Fleisher







